

Warum missioniert mich keiner? – Gottsuche im 21. Jahrhundert

Vortrag von Andreas Schlamm bei der AMD-Delegiertenversammlung am 18. Dezember 2020

Am 3. Dezember erschien in der ZEIT ein Artikel mit der bemerkenswerten Überschrift: Warum missioniert mich keiner? – Eine kluge Frage von Alexander Krex, Anfang der 1980er Jahre im Ostteil seiner Heimatstadt Berlin geboren. Denn es ist ja kein Geheimnis: Die Evangelische Kirche kann nicht unbefangen mit ihrer Mission umgehen. Schwer wiegt die Last der Kirchengeschichte, in der nicht alles im Geist der Liebe Jesu vonstatten ging. Wir geben uns gern selbstkritisch und halten eigentlich das implizite Zeugnis für ausreichend, um bei Menschen Interesse am Glauben zu wecken. Die Kirche will partout nicht mit übereifrigen Christen in einen Topf geworfen werden, die dazu neigen, Andere „missionarisch anzurempeln“, wie es der Berliner Bischof Christian Stäblein in der ZEIT ausdrückt. Letzteres ist verständlich. Jedoch scheinen wir Protestanten zu einer so großen missionarischen Zurückhaltung zu neigen, dass uns selbst Atheisten überrascht und erwartungsvoll zugleich fragen: Warum missioniert mich keiner?

Unsere Kirche, die immer wieder um ein positives Verhältnis zur Mission ringt, ist zugleich Hüterin einer Botschaft, die Menschen helfen kann, sich dem Sog der Selbstoptimierung entgegenzustemmen und mehr Gelassenheit zu erlernen. Aus dem Evangelium können solche Haltungen wachsen, die besonders in der Generation der Millenials hoch im Kurs stehen. O-Ton Alexander Krex: *„Je älter ich werde, desto mehr beneide ich jene, die einen Gott haben. Aber wie findet man ihn? Und obwohl ich nicht wirklich glaube, dass ich werde glauben können, wünsche ich es mir manchmal und bin ein wenig enttäuscht, dass es niemand auch nur versucht mit mir.“* – Lasst es uns also versuchen.

Am Anfang ist die Sehnsucht

Alexander Krex wünscht sich zu glauben. Er spürt tief in seinem Inneren eine Sehnsucht; ist aber skeptisch, glauben zu *können*. Denn da ist zum einen das Erbe der Aufklärung und wohl auch etwas DDR-Prägung, die die Wende überdauert hat. Zum anderen hat er keine Ahnung, wie man als Erwachsener überhaupt anfangen kann zu glauben. Er gehört nicht zu jenen, die als Kind mit biblischen Geschichten aufwachsen, sodass der Glaube einen irgendwann selbstverständlich wie einen Mantel umhüllt.

Die Bibel sieht Gott als Urheber dieser Sehnsucht: „Gott hat alles schön gemacht zu seiner Zeit, auch hat er die Ewigkeit in ihr Herz gelegt, nur dass der Mensch nicht ergründen kann das Werk, das Gott tut, weder Anfang noch Ende“, lesen wir in Pred. 3,11. Leszek Kolakowski, einem der bedeutendsten Philosophen des 20. Jahrhunderts, bringt das mit einem ironischen Unterton auf die knappe Formel: „Der Mensch ist unheilbar religiös.“ Und Augustinus resümierte einst rückblickend auf seine Suche: „Mein Herz ist unruhig, bis es Ruhe findet in Dir.“ Die Suche nach dem ‚higher purpose‘, das Forschen nach dem, was wirklich trägt, ist konstitutiv für den Menschen. Vordergründige Antworten reichen uns nicht.

Verschlungene Trampelpfade der Gottsuche

Gottsuche im 21. Jahrhundert. Sie findet statt, ist aber keine Massenbewegung. Sie beginnt oft nicht als explizite Suche nach Gott, sondern unbestimmter. Überhaupt an etwas glauben können, das wär’s. Einen inneren Kompass zu haben, der hilft, die Untiefen des Lebens zu umschiffen. Einige ahnen, es könnte etwas mit Gott zu tun haben. Spiritualität als Quelle der Lebenskunst. Irgendwann stehen die Suchenden

zu ihren ´religiösen Gefühlen` und klopfen bspw. an die Tür des Evangelischen Stadtklosters Segen im Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg. Der Schweizer und Wahl-Berliner Georg Schubert zählte zu den Ersten, die Jenen ein Angebot machten, die mehr über den christlichen Glauben erfahren und irgendwo einen Einstieg finden wollten. Denn vielen geht es mit dem Glauben wie mit einem Tatort, dessen erste zwanzig Minuten man leider verpasst hat. Wie findet so jemand später Anschluss an die Story von Jesus?

Bei dieser Frage geht es streng genommen weniger um Mission als vielmehr um Evangelisation. 2007 begann die AMD eine ´missionarische Bildungsinitiative` zu entwickeln – genau jene Menschen vor Augen, die sich an den Glauben herantasten wollen, mit Neugier und Zweifeln im Gepäck. Kurse zum Glauben luden ein, zu den Quellen der Sehnsucht zu pilgern, mal ´auf Probe zu glauben`. Zum Erkunden gehören Reflexions- ebenso wie Erfahrungsräume, so dass sich zarte Synapsen zwischen Gottes Story und der eigenen Lebensgeschichte bilden können. Inspiriert vom altkirchlichen Erwachsenenkatechumenat sollten die Kurse zum Aushängeschild und Regelangebot in jedem Kirchenkreis werden.

Als ich Schubert damals zu seinen Erfahrungen mit dem Alphakurs interviewte, erzählte er, dass er 90% der Interessierten vor dem ersten Kursabend noch nie begegnet sei. Sie kämen aus der ganzen Stadt und fänden auf verschlungenen Trampelpfaden in den Kurs. Die Reisegruppe, die in einem überschaubaren Zeitraum Kerninhalte des christlichen Glaubens erkunden wolle, sei ein Spiegelbild der gesamten Bandbreite der Stadtgesellschaft – unfassbar heterogen. Was die Kursabende herausfordernd und bereichernd zugleich macht. Das Projekt ´Erwachsen glauben` mag zu Ende sein - die Alphabetisierung des Glaubens hingegen ist eine bleibende Aufgabe. Nur brauchen wir heute andere Konzepte als damals und auch ein gut durchdachtes Marketing, um sichtbarer zu werden und Menschen wie Alexander Krex zu erreichen. Lasst uns mutiger, persönlicher und genussvoller in der Öffentlichkeit von Gott sprechen! Reflektiert, aber nicht verkopft.

Die Millenials suchen sich zu fokussieren – und die Kirche sucht das Weite

Gottsuche im 21. Jahrhundert. Alexander Krex hat die Erfahrung gemacht, dass ihm bei seiner Suche niemand entgegenkommt. Oder begleitet, wie einst der unbekannte Wanderer die Jünger auf dem Weg nach Emmaus. Der Artikel in der ZEIT lässt offen, ob zu seinem Freundeskreis Christinnen und Christen gehören. Krex erwartet, dass die Kirche aktiver wird; hinausgeht ins Weite. Er ahnt vermutlich nicht, dass er mit dieser Erwartung inzwischen auf große Resonanz in der Kirche stößt. In einer 2020 durchgeführten Kulturstudie mit Führungskräften der mittleren kirchlichen Ebene gaben 80% der Befragten an, sie seien bereit für Veränderungen. Weitere 15% beschrieben rückblickend, dass sich die Kirche bereits positiv verändert habe, und erwarteten, dass dieser Fortschritt auch zukünftig anhält.

Diese Aussagen beschreiben, dass wir uns inmitten eines Paradigmenwechsels befinden und bereits viele den Wandel mittragen. Die institutionelle Gestalt der Kirche hat ihren Zenit überschritten, und die Formen sind dabei sich zu verflüssigen. Einige sprechen von ´liquid church`. Allein in der uns vertrauten Form wird sie keine Zukunft haben. Hinausgehen ins Weite bedeutet, Systemgrenzen zu überschreiten – um Christi willen. Neben die parochiale Struktur treten neue Ausdrucks- und Sozialformen des Glaubens. Ekklesiale Vielfalt wird zur neuen Normalität. Sie wird helfen, die Milieuerengung aufzubrechen, die durch das parochiale System und die kirchlichen Ausbildungswege entstanden sind. Zwar werden die Pa-

rochien auch zukünftig das Rückgrat der Kirche sein, aber sie sind ergänzungsbedürftig, um breitere Andockflächen für die Suchenden des 21. Jahrhunderts zu schaffen. In der Kirche der Zukunft spielen das Aushalten und Gestalten von Diversität eine größere Rolle.

Frömmigkeit!

Die kürzlich unter der Überschrift „Hinaus ins Weite“ von der EKD-Synode beschlossenen ‘Zwölf Leitsätze` sind eine Art Blaupause dieses Transformationsprozesses. Sie beschreiben Ansätze, an denen sich die EKD in dieser Dekade beim Umbau bei voller Fahrt orientieren wird. Kein detailliert beschriebener Masterplan, sondern eher eine Zusammenschau von Entwicklungen, die längst im Gang sind – darunter manch kühne Idee, die für Diskussionen sorgen wird. Gottes Geist lässt es überall brodeln, besonders an der Graswurzelebene. Kirche wird situativer, kreativer. Zentrale Steuerung wird zunehmend unmöglich. Fahren auf Sicht war auch schon vor Corona Gebot der Stunde. Aufgabe von Leitung ist, den Laden zusammenzuhalten und die richtigen Anreize zu setzen.

Die ‘Zwölf Leitsätze` sind getragen von einem Geist der Zuversicht, auch wenn die Zeiten stürmischer werden. Ich bin überrascht und erfreut, dass gleich der erste Leitsatz die Überschrift ‘Frömmigkeit` bekam – ein Wort, das m.W. schon länger nicht mehr in einem EKD-Papier auftauchte. Ging es in Reformpapieren oft um die gemeinschaftliche Spiritualität, schlagen die ‘Zwölf Leitsätze` neue Töne an und lenken den Blick stärker auf die persönliche Spiritualität des Einzelnen. Grundlage dafür ist der Erwerb von Sprachfähigkeit im Glauben. Bischof Stäblein, einer der Autoren der Leitsätze, wird in der ZEIT mit folgenden Worten zitiert: „*Es ist doch eine Hauptaufgabe zu zeigen, wie man betet.*“ Unser Bildungsauftrag meint also mehr als lediglich theologische Reflexions- und Dialogfähigkeit, sondern zielt auf den Kern der Gottesbeziehung und ihre Anfänge. Es geht um die ganzheitliche, handlungsorientierte Einübung eines vom Evangelium geprägten Lebensstils – mit meinen Worten: Herzensbildung.

Aufbruch in die Lebenswelten

Mission bedeutet für Stäblein auch: „*Das rechte Wort zur rechten Zeit.*“ Lebenspraktische Ermutigung. Dazu müsste man aber auch am rechten Ort sein, soz. in Hörweite. Neben der Hinwendung zur persönlichen Spiritualität geht es in den ‘Zwölf Leitsätzen` ekklesiologisch auch um einen Aufbruch in die Lebenswelten. Primäre Orte der Kommunikation des Evangeliums sind der Gottesdienst und die Gemeinde; sekundäre Orte die Diakonie und die Vielfalt der kirchlichen Einrichtungen. Stäblein wirbt für die Entstehung ‘dritter Orte`. Ausgangspunkt ist eine Wertschätzung der alltäglichen Beziehungen und Netzwerke von Christinnen und Christen, die zu Kristallisationspunkten für neue, agile, christliche Communities werden können. Denn die kleinste Einheit von Kirche sind zwei oder drei. Nicht unbedingt 200 oder 300. Eine Familie etwa. Arbeitskollegen, Sportsfreunde, Nachbarn, Peergroups.

Es ist richtig, die Beziehungen und den Glauben des Einzelnen stärker in den Fokus zu rücken, denn die missionarischen Möglichkeiten einer Kirche in einer Netzwerkgesellschaft werden zunehmend durch die Reichweite ihrer Beziehungs-Netzwerke begrenzt. Dies hat Folgen für das Selbstverständnis von Pfarrern und Pfarrerinnen. Es verlagert ihre Rolle dahingehend, stärker Befähiger oder ‘Coach` zu sein, damit Christinnen und Christen an dem Ort, an den Gott sie gestellt hat, Zeuginnen und Zeugen sein können. Sabrina Müller, Leiterin des Zentrums für Kirchenentwicklung an der Uni Zürich, sieht eine ‘Theologie des Empowerments` als Basis für diesen Wandel im pastoralen Berufsbild.

Werkstatt für himmlische Gesellschaft: Lernen – Entwickeln – Experimentieren

„Hinaus ins Weite“ erinnert ein wenig an: Lockruf des Unbekannten. Die Transformation von Kirche in andere Lebenswelten hinein bringt neue Gesichter von Kirche hervor. Verheißungsvolle Ansätze finden wir z.B. bereits in den Erprobungsräumen vieler Landeskirchen, in denen mitunter der Geist des Urchristentums spürbar ist. Ein innovationsfreundliches Klima soll entstehen, um EKD-weit ekklesiale Vielfalt zu fördern. In den ‚Zwölf Leitsätzen‘ lesen wir sogar von 10% Innovationskapital! Die Kirche plant soz. ‚Werkstätten für himmlische Gesellschaft‘ zu eröffnen, wie es der Berliner Schriftsteller und Ecclesiopreneur Sven Lager einmal ausgedrückt hat. Folgerichtig wäre, einen Bischof für Innovation zu berufen. Und wenn wir es ernst meinen mit dem Umbau der Kirche, dann muss uns m.E. auch mehr einfallen, als Erprobungsräume nur durch kirchliche Projektmittel zu finanzieren. Wenn wir bspw. Kirchen- und Quartierentwicklung zusammendenken, entstehen nicht nur neue missionarische Kontaktflächen, sondern es wird vielleicht auch ein dringliches gesellschaftliches Problem gelöst. Wenn ein sozialer Mehrwert entsteht und ein Erprobungsraum Wirkung im Gemeinwesen entfaltet, dürften wir auch externe Formen der Finanzierung erschließen.

Die Kirche braucht Leute mit Pioniergeist, die etwas Neues wagen, erkunden, experimentieren, Erfolge feiern, und denen eine gute Portion Fehlerfreundlichkeit entgegengebracht wird – getreu nach dem Motto: Wenn etwas scheitert, dann wollen wir als ganze evangelische Familie dadurch gescheitert werden! Kristallisationspunkte für soziale Netzwerke jenseits der klassischen Milieus, die wir bislang in den Parochien erreichen, werden wichtiger. Brücken in die Milieus hinein sind oft besondere Begabungen oder Leidenschaften. Ich denke an eine Pfarrerin aus Berlin, die in den Sommermonaten, so oft sie kann, zu irgendeinem Gothic-Festival in Deutschland pilgert. Allein optisch würden wir sie kaum wiedererkennen, wenn wir ihr bei einem dieser Festivals begegnen würden. Wie spannend wäre, sie könnte eine Fresh X in der Gothic-Szene aufbauen.

In den letzten Jahren ist in diesem Feld bereits erfreulich mehr Dynamik spürbar. Ein EKD-weites Netzwerk Erprobungsräume, angedockt an AMD und MIDI, vielleicht unterstützt durch eine digitale Kollaborationsplattform, wäre sinnvoll. Hier wäre der Ort, um Grundfragen einer transformativen bzw. experimentellen Ekklesiologie zu reflektieren, wie etwa die Frage nach flexibleren Formen der Kircheng Zugehörigkeit. M.E. muss auch ergebnisoffen diskutiert werden, wie das Theologiestudium mehr Pioniergeist fördern kann. Kann es neben dem klassischen akademischen Weg auch andere kirchlich anerkannte Wege geben, auf denen pastorale Qualifikationen erworben werden können? Sodass Kevin das Evangelium authentisch im eigenen hedonistischen Herkunftsmilieu (übrigens das quantitativ größte Milieu) kommunizieren kann? Der Erwerb von Kompetenzen und Haltungen, mit deren Hilfe sich kirchliche Mitarbeitende in unbekanntem Gelände orientieren können, wird wichtiger. Weitere Schlüsselkompetenzen für die Zukunft sind etwa die Fähigkeit zur kontextuellen Wahrnehmung, Kultursensibilität, Zusammenarbeit in multiprofessionellen Teams, Kooperationsfähigkeit mit vielfältigen Partnern aus der Zivilgesellschaft, Selbstmanagement und Frustrationstoleranz - um nur einige zu nennen.

Expeditionen in die Zwischenräume von Glaube und Säkularität

Zurück zum ZEIT-Artikel. Nachdem Alexander Krex zunächst Erwartungen an die Kirche gerichtet hat, rudert er plötzlich zurück: *„Je mehr ich über meine Frage nachdenke, desto unfairer kommt sie mir vor. Was*

für ein überzogenes Anspruchsdenken, wo ich doch nicht einmal formulieren kann, was ich eigentlich erwarte.“ – Ich kenne diese Unbestimmtheit der Fragen und gewisse Sprachlosigkeit in Glaubensdingen nur zu gut. Als ich den Glauben als junger Erwachsener entdeckte, musste ich die Sprache des Glaubens wie eine Fremdsprache erlernen. Obwohl ich eigentlich in einem ziemlich frommen Nest aufgewachsen bin, war meine Normalität völlig anders als die der Kirchenleute. Seit nunmehr 18 Jahren lebe ich in Ostdeutschland, und der Mehrheit hier fehlen ebenfalls die Vokabeln für den Glauben.

Aber die Sprachlosigkeit ist auch auf unserer Seite! Das bestätigt auch Julika Wilcke, Pfarrerin in der Kirche in Krex' Nachbarschaft in Berlin-Treptow. Wilcke ist in einem christlichen Elternhaus in Schleswig-Holstein aufgewachsen. *„Welche Fragen jemand von außen haben könnte, darüber habe ich vorher nie nachgedacht. Sich bewusst in die Perspektive eines Atheisten zu versetzen, das habe ich zum ersten Mal während meines Theologiestudiums in Leipzig getan“*, erzählt sie. Der reiche Schatz unserer geistlichen Tradition kann Suchenden und Skeptikern helfen, Worte für ihre Sinnsuche zu finden, aber es bedarf eines gewissen Maßes an Fantasie, Sinn für Ästhetik und Bereitschaft, in den Schuhen des Anderen zu gehen, um unsere Tradition sprachlich in unsere Zeit zu übersetzen. Das Gemeindeglied der VELKD etwa bietet gemeinsame Expeditionen von Gläubigen und Entkirchlichten in die Zwischenräume von Glaube und Säkularität, um Seite an Seite nach einer verbindenden, verständlichen Sprache zu suchen.

Wenn Du merkst, dass Du ein totes Pferd reitest, steig ab

Immer wieder begegne ich Gemeinden, in denen der Strom der Erneuerung nur noch ein Rinnsal ist. So ist etwa die intergenerative Weitergabe des Glaubens unterbrochen, Außenstehende finden keinen Anschluss, es droht Überalterung, die letzten Engagierten sind verunsichert und ratlos. Da blutet mir das Herz. Das Pferd steht hier bildlich für die Gemeinde. Lassen wir es nicht so weit kommen, bis uns nichts anderes mehr übrigbleibt als den Totenschein auszustellen. Wie können wir diagnostizieren, wie es um die körperliche Fitness einer Gemeinde bestellt ist – und zwar präventiv? Denn was eine Gemeinde vital hält, wird zunehmend zur Überlebensfrage. Im siebten der 'Zwölf Leitsätze' wird u.a. vorgeschlagen, den Gemeinden Tools bereitzustellen, mit deren Hilfe sie selbst systematisch Bedarfs- und Angebotsanalysen machen können. Quasi ein Fitness-Tracker für Gemeinden, um Vitalität und Wirksamkeit, also die missionarische Ausstrahlung einer Gemeinde 'messen' zu können. Ausgangspunkt wäre die Gemeindeentwicklungsliteratur, denn sie hält Kriterien bereit, mit denen die Vitalfunktionen von Gemeinden beschrieben werden können.

Schlaglichter auf die Zukunft der AMD

Zum Schluss noch wenige Sätze zu den Perspektiven für die AMD. MIDI als „Zukunftswerkstatt für die Kommunikation des Evangeliums“ ist gut aufgestellt. Die AMD bringt in sie ein großes Potenzial ein, nämlich ihr heterogenes Netzwerk an Mitgliedern, das weit über die verfasste Kirche hinausreicht. Die unterschiedlichen Prägungen und Erfahrungen, die hier zusammenkommen, ermöglichen eine großartige theologische Produktivität. Das Netzwerk der AMD erfüllt schon jetzt die Voraussetzungen, um die Lernprozesse abzubilden, die für die Kirche der Zukunft insgesamt von großer Bedeutung sein werden. Sind aber unsere gewachsene Gremienkultur und Begriffe noch zeitgemäß? Die AMD tut gut daran, nach Perspektiven zu suchen, welche neuen oder ergänzenden Formen der Zusammenarbeit den veränderten missionarischen Herausforderungen angemessen und strategisch dienlich sind. Um Erwartungen und Bedarfe

besser einschätzen zu können, könnten eine Mitgliederbefragung und zusätzliche Interviews mit ausgewählten Mitgliedern eine Herangehensweise sein. Die Kooperation mit dem Greifswalder Institut hat sich bewährt und könnte ein Modell für weitergehende Kooperationen sein, z.B. mit ökumenischen Partnern oder ähnlichen Netzwerken in anderen europäischen Ländern.

Die AMD-Geschäftsstelle, in der ich bis 2013 tätig war, gibt es in dieser Form nicht mehr. Das Team der Referentinnen und Referenten ist heute in dem größeren Zusammenhang von MIDI aufgegangen. Aus meiner Halbdistanz meine ich wahrzunehmen, dass mit dieser Veränderung auch Fragen nach Rolle und Identität der AMD aufgebrochen sind und ihr Verhältnis zu MIDI der Klärung bedarf. Diese Fragen nach der Zukunft der AMD berühren natürlich auch Fragen der Öffentlichkeitsarbeit der AMD als eigenständiges missionarisches Netzwerk. Diese Aufgaben sehe ich auf den Generalsekretär zukommen.

Nun danke ich Ihnen fürs Zuhören und freue mich auf Ihre Fragen und den Austausch mit Ihnen.